

A scenic landscape featuring a river, a forest, and mountains under a dramatic sky with birds. The scene is captured from a low angle, looking down the length of a teal canoe on a calm river. The water reflects the warm, golden light of the sky. In the background, a dense forest of evergreen trees is partially obscured by a light mist or fog. Beyond the forest, a range of rugged, snow-capped mountains rises against a dark, cloudy sky. Several birds are seen in flight, scattered across the upper portion of the image. The overall mood is mysterious and atmospheric.

THOMAS
THIEMEYER

DEVIL'S RIVER

THRILLER

Weltbild

Devil's River



© Privat

Thomas Thiemeyer, geboren 1963, studierte Geologie und Geographie, ehe er sich selbständig machte und eine Laufbahn als Autor und Illustrator einschlug. Mit seinen Wissenschaftsthrellern und Jugendbuchzyklen, die etliche Preise gewannen, sich über eine halbe Million Mal verkauften und in dreizehn Sprachen übersetzt wurden, ist er mittlerweile eine feste Größe in der deutschen Unterhaltungsliteratur. Der Autor lebt mit seiner Familie in Stuttgart.

Thomas Thiemeyer

Devil's River

Thriller

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2015 by Knauer Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
(© RHIMAGE; James Wheeler; Zhukova Valentyna; Pictureguy; Kichigin)
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-930-7

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*»Dem schlechtesten Ding an Art und an Gehalt
leiht Liebe dennoch Ansehn und Gestalt.«
(William Shakespeare, Ein Sommernachtstraum)*

*»Welcome Beauty, banish fear,
You are queen and mistress here.
Speak your wishes, speak your will,
Swift obedience meets them still.«
(The Beauty and the Beast)*

The Herald

MONTREAL | FRIDAY, OCTOBER 29, 1928 | QUEBEC'S OLDEST DAILY | SINCE 1778 | SPORTS FINAL

Die Totentrommeln des Mont Tremblant

Von unserem Sonderkorrespondenten Frédéric Clement

Ziemlich genau vor fünfzig Jahren ereigneten sich in der Bergregion nördlich der Kleinstadt Sainte-Agathe-des-Monts eine Reihe mysteriöser Vorfälle. Der Kurort, gelegen am Ufer des Lac des Sables, am Oberlauf des Rivière du Nord, entstand 1892 im Zuge des Baus der *Canadian Pacific Railroad*. Die Ortschaft war ursprünglich eine Niederlassung katholischer Frankokanadier und erhielt 1915 ihren Stadtstatus. Seither ist sie ein beliebtes Ausflugsziel der Montrealer. Im Zuge der Errichtung verschiedener Sanatorien sowie einer Klinik für Tuberkulosekranke entstanden etliche prächtige Villen, die der Stadt noch heute ihr unverwechselbares Aussehen verleihen.

Doch wer hierherkommt, spürt schnell, dass ein düsteres Geheimnis auf der Region lastet. Es ist, als könnten die umliegenden Berge, die wilden Flüsse und dichten Wälder nicht vergessen, was hier vor langer Zeit geschehen ist.

Mont Tremblant, der *Zitternde Berg*, liegt inmitten einer Wildnis, die jahrhundertlang ausschließlich von India-

nern bevölkert wurde. Heute ein beliebtes Ausflugsziel, war er viele Jahrhunderte lang das spirituelle Zentrum der ortsansässigen Algonkinstämme. Er war ihr heiliger Versammlungsplatz und Heimstatt eines der bösartigsten Geister, die in den alten Erzählungen Erwähnung finden. Das Ungeheuer, das der Legende nach auf der Spitze des Berges haust, soll seinen Opfern das Herz bei lebendigem Leib aus der Brust gerissen und durch einen Stein ersetzt haben. Die Betroffenen irrten noch tage- oder wochenlang durch die Landschaft, wurden sich und ihren Angehörigen fremd und starben schließlich unter schrecklichen Qualen.

Immer wieder brachen in den folgenden Jahrzehnten Abenteurer auf, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, doch niemand konnte auch nur den kleinsten Hinweis auf die Existenz einer solchen Kreatur finden. Bis das Suchkommando der Royal Canadian Mounted Police in diesen letzten Tagen des Novembers 1878 auf etwas stieß, was eine Welle der Betroffenheit im ganzen Land auslöste. Auf dem Gipfel waren die Schädel Hundertter von Menschen verscharrt worden. Kein Bestattungsplatz wohlgemerkt, sondern eine Opferstätte, die über Jahrzehnte hinweg Schauplatz grausamster Verbrechen gewesen sein musste. Untersuchungen ergaben, dass nicht nur Indianer zu den Opfern zählten, sondern vor allem Weiße: Siedler, Holzfäller, Jäger, Landvermesser.

Einige der Mounties berichteten von merkwürdigen Klängen, die oben auf der Bergspitze zu hören gewesen waren. Geräusche, die entfernt an das Schlagen von

Trommeln erinnerten und sogar unter den Füßen zu spüren gewesen sein sollten. Schon bald verbreitete sich das Gerücht von den Totentrommeln der Algonkin. Obwohl die Entdeckung jetzt bereits fünfzig Jahre zurückliegt und die Toten angemessen bestattet wurden, spukt noch immer der Schatten der Vergangenheit in vielen Köpfen herum.

Nicht unerwähnt bleiben sollte die Tatsache, dass die Entdeckung der Kultstätte mit einem Ereignis in Verbindung stand, das 1878 hohe Wellen schlug: die Verfolgung und Gefangennahme des Frauenmörders Nathan Blake. Rückblickend betrachtet, mag dieser Vorfall ebenso mysteriös erscheinen wie die Entdeckung der Kultstätte selbst, doch genau wie das Rätsel des Berges wird auch er vermutlich niemals vollständig aufgeklärt werden.

Sollten Sie sich also entschließen, Ihre nächsten Sommer- oder Winterferien in den zauberhaften Laurentinischen Bergen zu verbringen, lassen Sie sich die Stimmung nicht von alten Geschichten trüben. Genießen Sie Ihren Urlaub, fahren Sie Kanu, angeln Sie mit Ihren Kindern, oder wandern Sie im Schnee. Und sollten Sie des Nachts in Ihrem Zelt erwachen und glauben, die Totentrommeln der Algonkin zu hören, drehen Sie sich einfach um, und schlafen Sie weiter. Vermutlich waren es nur ein paar herabfallende Steine oder Äste, die im Wind gegeneinandergeschlagen haben.

Gegenwart ...

Die Testamentseröffnung fiel auf einen Freitag, den Dreizehnten. Kein aufsehenerregendes Datum, schließlich bin ich nicht abergläubisch. Schwarze Katzen, zerbrochene Spiegel und Tierkreiszeichen – dieser ganze Hokuspokus ist nichts für mich. Und was die Kirche betrifft, darüber möchte ich lieber schweigen, schließlich gibt es genug andere Dinge, um die ich mir Gedanken machen muss.

Der Londoner Verkehr war für einen solchen Tag normal. Die Strecke zwischen Phillimore und Kensington Gardens gehört zu den am stärksten befahrenen Abschnitten der Innenstadt. Hier ist eigentlich immer etwas los, besonders, wenn alle gegen Ende der Woche noch schnell ein paar Besorgungen erledigen wollen. Vor mir rauschte ein Mercedes zu dicht am Bordstein vorbei und besprühte ein paar unvorbereitete Passanten mit Gischt, was eine Welle der Wut und Empörung zur Folge hatte.

Es war ein Dezembertag wie jeder andere: stürmisch, regnerisch und von geradezu spektakulärer Bedeutungslosigkeit – wäre nicht vor drei Wochen meine Großmutter gestorben und mit ihr ein Großteil dessen, was mir an dieser Familie lieb und teuer war. Ihre kurze heftige Krankheit, ihr Tod und die Beerdigung hatten eine Leere hinterlassen, die ich weder zu erklären noch auszufüllen vermochte. Es war, als würde ein Teil von mir mit in dieses Grab steigen, als

würden all die Fragen, die ich ihr noch hatte stellen wollen, nun niemals eine Antwort erfahren.

Rupert erwartete mich mit einem Regenschirm in der Hand. Er stand unter dem Vordach des Notariatsgebäudes und begrüßte mich auf unnachahmliche Weise: charmant, hochgewachsen, taktvoll – Markenzeichen der van Aldens. Er wusste, wie sehr ich meine Großmutter geliebt hatte.

»Hallo, Eve.« Küsschen links, Küsschen rechts, ein warmherziger Händedruck. Genau, wie es das Protokoll verlangte. Meine Eltern sahen uns durch die Glastür zu, da verbot sich ein Kuss auf den Mund. *Natürlich*. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete mich mit sorgenvollem Blick. »Du meine Güte, Käferchen. Du bist ja völlig durchnässt. Warum hast du keinen Schirm genommen?«

»Du weißt doch, ich mag den Regen.«

»Willst du damit sagen, du bist den ganzen Weg zu Fuß gelaufen? Warum hast du denn nicht angerufen, ich hätte dich doch mit dem Auto abgeholt.«

»Nicht nötig, es geht mir gut. Danke, dass du gekommen bist.«

»Ist doch eine Selbstverständlichkeit. An guten wie an schlechten Tagen, erinnerst du dich?«

Ich lächelte gequält. Mein Verlobter war in jeder Hinsicht perfekt. Gutaussehend, aufmerksam, wohlsituiert. Ein Mann mit Prinzipien. Er war gebildet, besaß Niveau und war obendrein auch noch Kirchgänger. Wo fand man so etwas heute noch? Ein Traum von einem Schwiegersohn, wie meine Mutter nicht müde wurde zu betonen.

Sein Blick wanderte zum bleigrauen Himmel hinauf. »Scheußliches Wetter. Gesellen wir uns zu den anderen?«

»Na klar, warum nicht?«

Ohne rechte Begeisterung hakte ich mich bei ihm unter und ließ mich ins Innere des Gebäudes führen. Ich wollte das alles möglichst schnell hinter mich bringen.

Das Notariat Waterstone, angeschlossen an eine Rechtsanwaltskanzlei für Erb- und Familienrecht, lag an der Kensington High Street, schräg gegenüber der St. Mary Abbot Church. Ein alter Bau mit Ziegelfassade und kleinen Fenstern, die wie Schießscharten in den grauen Tag blinzelten. In der Eingangshalle dominierte schwarzer Travertin.

Meine Mutter empfing mich, wie sie es immer tat: mit hochgezogener Augenbraue, den Kopf leicht zur Seite geneigt, der kleine Mund unzufrieden und streitlustig. Der Mund einer Frau, die der Überzeugung war, dass sich das Leben gegen sie verschworen habe. Anscheinend hatte auch ich mich gerade wieder mal eines Vergehens schuldig gemacht, wenn ich die Signale richtig deutete. Ich blickte an mir hinab. Aber ja, ich trug die bordeauxrote Tweedjacke, die mir Großmutter Lizzy geschenkt hatte. Außerdem waren meine Schuhe vom Regen durchweicht und mein Haar unordentlich und nass. Ein Affront!

Meine Mutter war ein wandelndes Ausrufezeichen in Sachen Benehmen und Etikette. Der Hut mit Schleier und Rose ruhte wie eine Feder auf ihrem leicht ergrauten Haar. Das auberginefarbene Betty-Barclay-Kleid saß tadellos, und der Schal aus schwarzem Kaninchen glänzte, als würde er gleich davonhoppeln. Wie hätte ich jemals den Ansprüchen einer solchen Frau genügen können? Das war mir nicht gelungen, als ich noch ein kleines Mädchen war. Heute, mit sechsundzwanzig, war es schlimmer denn je.

»Du bist spät dran, Eve. Deine Brüder sind bereits vor dir eingetroffen, das will schon etwas heißen.«

»Ich habe die Entfernung unterschätzt«, erwiderte ich. »Aber es ist ja nichts passiert. Es hat ja noch nicht mal angefangen.«

»Sie ist zu Fuß gelaufen«, ergänzte Rupert. »Dabei hätte ich sie doch mitgenommen. Aber meine Liebste hat ihr eigenes Köpfchen, und dafür liebe ich sie.« Er setzte mir einen Kuss aufs Haar.

Margrets behandschuhte Hand berührte seinen Oberarm. »Du ahnst gar nicht, wie sehr ich mich freue, dass mein kleines Mädchen doch noch jemanden gefunden hat. Damit war kaum noch zu rechnen. Nicht nach all den Versagern, die sie angeschleppt hat. Du machst mich sehr glücklich, Rupert.«

Ich verdrehte die Augen im Geiste und wandte mich meinem Vater zu. Grau und unscheinbar stand er im Hintergrund und lächelte mir zu. Auch das ein vertrautes Bild.

Alfred war früher ein anderer gewesen. Ein fröhlicher Mann, der zwar grauenhaft schlecht Witze erzählte, selbst aber gern und herzlich darüber lachte. Doch irgendwann während der letzten Jahre war er verstummt. Das Lachen war seltener geworden und einem Dauerschmunzeln gewichen, das wie aufgemalt wirkte. Er verließ die Kühle im Schatten meiner Mutter höchst ungern, und dann auch nur, wenn es darum ging, ihr einen Wunsch von den Augen abzulesen. Man sah ihn oft in irgendwelchen Zimmerecken stehen, gleich einem Farn oder Ficus, den Kopf gesenkt, dafür aber voller Gedanken. Mochte der Himmel wissen, woran er die ganze Zeit dachte. Vermutlich war es der Job, der

ihn am Leben hielt, seine Praxis für Augenheilkunde und der Kontakt zu seinen Mitarbeitern und Patienten.

»Wo stecken denn eigentlich Paul und Jason?«, fragte ich. »Ihr sagtet doch, sie wären bereits da?«

»Oh, sie sind drinnen bei Waterstone.« Dad deutete hinüber zu der schweren Kirschholztür. »Müssen noch ein paar Personalien nachtragen lassen, ihre neuen Anschriften und so. Aber ich denke ... ah, da kommen sie.«

Die Tür schwang auf, und Pauls verstrubbelter Kopf erschien. »Ihr könnt jetzt reinkommen.« Als er mich sah, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. »Hallo, Eve, schön, dich zu sehen. Wir hatten schon Sorge, du wärest verlorengegangen.«

»So schnell gehe ich nicht verloren, das weißt du doch«, sagte ich und grinste. Es war mir unmöglich, in Pauls Gegenwart ernst zu bleiben. Von meinen beiden Brüdern war er der jüngere und mein besonderer Liebling. Er studierte an der Royal Academy of Music und war unverschämt begabt. Sechstes Semester Geige, und schon jetzt trudelten die ersten Orchesteranfragen ein.

»Klar, weiß ich doch«, sagte er. »Und ich weiß auch, was es dich für eine Überwindung gekostet haben muss, herzukommen.« Er trat auf mich zu und schloss mich in die Arme. »Es tut mir so leid«, flüsterte er. »Ich weiß, wie viel sie dir bedeutet hat.«

»Lieb von dir«, erwiderte ich, gegen die Tränen ankämpfend. Ich war so verdammt nah am Wasser gebaut. »Sie hat ein erfülltes Leben gehabt und wäre sicher zufrieden gewesen, wie es jetzt gelaufen ist. Einschließlich ihrer Beerdigung.«

»Die Friedwaldbestattung war eine prima Idee«, sagte Paul. »Ein bescheidenes Grab unter Bäumen, das passt zu ihr.«

»Besser jedenfalls, als von einem kalten Marmorblock erschlagen zu werden«, ergänzte ich und warf einen kurzen Blick hinüber zu meiner Mutter, die nicht mal so tat, als würde sie weghören. Ihr Mund war auf einen winzigen Punkt zusammengeschrumpft, ihre Brauen bildeten eine durchgehende Linie.

Margret hatte die Friedwaldbestattung aufs schärfste missbilligt, konnte aber nicht dagegen vorgehen, weil es von meiner Großmutter ausdrücklich so verfügt worden war. Noch heute war es mir ein Rätsel, wie diese beiden Frauen Mutter und Tochter sein konnten.

»Genug geredet.« Sie ging an uns vorbei. »Wir wollen Mr. Waterstone nicht warten lassen. Zeit ist schließlich Geld. Alfred, kommst du?«

Mein Vater folgte ihr treu ergeben, und auch ich und Rupert gingen hinein. Paul schloss die Tür hinter uns.

Archibald Waterstone senior war seit ewigen Zeiten der Notar unserer Familie. Ein gebeugter alter Mann von etwa fünfundsiebzig Jahren. Sein Haar bildete einen schlohweißen Kranz, und auf seiner langen, spitzen Nase saß eine Brille, deren goldener Rand im Licht der Deckenleuchte kostbar schimmerte. Als er uns begrüßte, bewegte er sich langsam und vorsichtig, als bestünde er aus Glas. Doch kaum hinter seinem Mahagonitisch verschwunden, wurde er agil. »Nehmen Sie doch bitte Platz«, sagte er und deutete auf die bereitgestellten Stühle. Ich ließ mich nieder und ge-

noss den würzigen Geruch, der den Lederpolstern entströmte.

»Wir haben uns heute hier versammelt, um das Testament von Mrs. Elisabeth Wachowski zu verlesen, und um ihren Nachlass zu regeln.« Waterstone legte beide Hände auf die zwei vor ihm plazierten Aktenstapel. »Mir liegen Aufstellungen über die gesammelten Besitz- und Vermögenswerte vor, und ich möchte sie gerne im Einzelnen mit Ihnen durchgehen. Grundsätzlich kann ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, dass Ihre Mutter – beziehungsweise Großmutter – ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hat, das sie zu gleichen Teilen sowohl zwischen ihrer Tochter Margret wie auch den drei Enkelkindern Jason, Eve und Paul aufgeteilt sehen möchte. Dabei muss zwischen Immobilienwerten, Aktien, Firmenanleihen, Gold und Barvermögen unterschieden werden. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich jetzt gerne die Positionen im Einzelnen mit Ihnen durchgehen ...«

Ich versank im Lederpolster. Zahlen, Konten und Depots ließen mich kalt. Klar, es war erstaunlich, wie reich meine Großmutter anscheinend gewesen war, aber im Gegensatz zum Rest der Familie hatte sie mich nur als Person interessiert.

Lizzy war eine Außenseiterin gewesen. Geboren in irgendeinem Kaff in Devon und über Umwege in London gelandet, wo sie meinem Großvater, einem Fotografen und Lebenskünstler, begegnet war. Die beiden durchlebten die Zeit des Aufbruchs, der Beatniks und der sexuellen Revolution, mieteten eine Wohnung und führten ein ziemlich verrücktes Leben. Sie reisten gerne, am liebsten im VW-Bus,

verbrachten einige Jahre im Ausland, rauchten dann und wann etwas Gras und trieben sich, wenn sie mal wieder in London waren, vorwiegend in der Intellektuellenszene herum. Die Tatsache, dass mein Großvater für das Nova Magazine fotografiert hatte, war daran sicher nicht ganz unschuldig gewesen. Die beiden waren gerngesehene Gäste, sie waren witzig, intelligent und ein bisschen verrückt. Mit Lizzys Schwangerschaft und Margrets Geburt änderten sich die Dinge. Die Reisen wurden an die Schulferien gekoppelt, die Partys seltener, die Zahlen auf dem Bankkonto wuchsen. Nicht, dass sie es nötig gehabt hätten, Lizzy entstammte mütterlicherseits einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, aber dieses Geld wurde nie angetastet. Stattdessen lebten sie vom Selbstverdienten, und das genügte, um sich dann und wann etwas leisten zu können. So wie die kleine, aber feine Kollektion von Hasselblad-Kameras meines Großvaters und Lizzys Indianerschmuck. Anhänger aus Türkis und Silberblättern, Schlangenringe mit Malachit oder Korallenketten – sie liebte das und war die Einzige, die es tragen konnte. Andere Frauen hätten lächerlich damit ausgesehen, bei ihr wirkte es authentisch. Niemand wusste, woher dieses Faible kam, und sie selbst gab darüber keine Auskunft. Nichts an ihr war indianisch, und, soweit mir bekannt, gab es auch keinen familiären Hintergrund. Irgendwie hing es wohl mit ihrem Glauben zusammen, obwohl sie nicht darüber sprach. Aber in Zeiten, in denen die Menschen scharenweise nach Indien und in die Ashrams pilgerten, in denen Kristalle besungen und mit Wünschelruten umhergetanzt wurde, waren das ohnehin Peanuts. Lizzy war einfach ein bisschen anders, dabei aber bodenständig und realitätsbezogen. Außer-

dem war sie eine begnadete Heilerin. Ich war vielleicht drei oder vier, als mir zum ersten Mal bewusst wurde, dass Menschen von nah und fern zu ihr kamen, um sich behandeln zu lassen. Nicht, dass sie eine medizinische Ausbildung gehabt hätte, das nicht. Sie war nur ungeheuer treffsicher in ihren Diagnosen. Sie fasste die Menschen an, horchte in sie hinein, sprach mit ihnen und verwies sie an den betreffenden Arzt. Für mich war sie ein Vorbild und der Grund, warum ich beschloss, Medizin zu studieren. Doch nun war sie tot, und nichts würde sie jemals wieder zurückbringen.

»... und damit kommen wir zum abschließenden Punkt des Letzten Willens, dem Haus und Grundstück an der Ecke Ladbrooke Grove und Lansdowne Walk im Stadtteil Notting Hill«, hörte ich Waterstone sagen und erwachte aus meinem Tagtraum. »Frau Wachowski hat verfügt, dass das Haus sowie der gesamte Gartenanteil an ihre Enkelin Eve fällt, in der Hoffnung, der Besitz möge ihr Freude bereiten.« Er schob die Brille zurück auf die Nasenwurzel. »Wenn Sie erlauben, möchte ich an dieser Stelle aus dem Letzten Willen Ihrer Großmutter vorlesen:

*Liebe Eve,
ich kann nur vermuten, wie sehr mein Tod dich schmerzt. Jemandem, der uns nicht kennt, mag es schwerfallen, zu begreifen, was uns verbindet. Aber die vielen Wochen und Monate, die wir zusammen waren und in denen wir geredet, gelesen und geträumt haben, waren etwas ganz Besonderes. Für mich bist du mehr als nur meine Enkelin. Du bist eine Geistesverwandte, eine Ojichaagwan. Manch einer wird mich für verrückt halten, aber ich glaube fest daran, dass das*

Bewusstsein der Menschen auf ihre Gebäude übergeht und dass unsere beiden Seelen in diesem Haus vereint sind. Mir war immer bewusst, wie sehr dich die Fragen deiner Herkunft und Familie beschäftigen, und ich möchte dir heute die Gelegenheit geben, mehr darüber zu erfahren. Es ist ein langer Pfad, und er wird Strapazen und Schmerzen bereithalten, aber vielleicht lernst du etwas über dich und bist für das Leben danach besser gewappnet. Ich möchte, dass du mein Haus erbst und dort glücklich wirst.

In Liebe

Deine Lizzy.«

Waterstone richtete sich auf und öffnete eine Schublade. »Zusammen mit dieser Nachricht wurde etwas für Sie hinterlassen.« Er legte einen Luftpolsterumschlag auf den Tisch.

Ich entnahm ihm zwei Schlüssel, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können: einen unscheinbar aussehenden Haustürschlüssel, wie er zu jedem handelsüblichen Sicherheitsschloss passte, und einen anderen. Größeren.

Ich musterte ihn und drehte ihn zwischen den Fingern hin und her.

»Keine Ahnung, wozu der gehört«, sagte ich. »Diesen Schlüssel habe ich noch nie gesehen.«

»Tatsächlich?« Waterstone hob eine Braue. »Nun, mir liegen keine Informationen darüber vor. Sie werden das Rätsel vermutlich alleine lösen müssen.«

»Sieht so aus«, sagte ich und strich sanft mit dem Finger über das schwere Messing. Es fühlte sich an, als wäre es elektrisch aufgeladen. Ich bemerkte den argwöhnischen Blick meiner Mutter, ging jedoch nicht darauf ein.

»Nun, was immer Sie herausfinden werden, ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Zukunft. Mögen Sie in diesem Haus glücklich werden. Und den anderen möchte ich sagen: Falls etwas unklar sein sollte oder Sie Fragen haben, ich stehe rund um die Uhr für Sie bereit. Ich kannte Frau Elisabeth Wachowski seit über vierzig Jahren. Sie war eine besondere Frau und eine gute Freundin. Ich fühle mich ihr gegenüber besonders verpflichtet. Wenn Sie also Hilfe benötigen, zögern Sie nicht, mich anzurufen. Und nun möchte ich mich für Ihre Aufmerksamkeit bedanken. Haben Sie noch einen schönen Tag.«

Der Anblick des Hauses weckte eine Flut von Erinnerungen. Der Ziegelbau mit seiner Unzahl von kleinen Türmen und Schornsteinen war mir lange Zeit eine zweite Heimat gewesen. Ein lustiges, verwinkeltes Gebäude, dem der unverwechselbare Charme von Londons Kleinbürgertum anhaftete. Der weiß verputzte Eingangsbereich mit seinen zwei Säulen und dem darüber aufragenden Erker, den man über den zweiten Stock erreichen konnte, ließ eine vertraute Wärme in mir aufsteigen. Wenn ich mich umdrehte, blickte ich direkt auf den Ladbroke Square Garden mit seinen alten Bäumen, den großen Rasenflächen und den weißen Bänken. Hier hatte ich mit Lizzy meine Decke ausgebreitet und Picknicks veranstaltet. Hier hatten wir Federball gespielt, Frisbeescheiben und Bumerangs geworfen und nachts zu den Sternen hinaufgeblickt. Die langen, heißen Sommer hatte ich fast ausschließlich in diesem Haus verbracht, und selbst die Urlaube mit meinen Eltern und Geschwistern verblassten angesichts der großartigen Zeit, in der ich hier hatte wohnen dürfen.

Und nun sollte es mir gehören.

Ich stand immer noch sprachlos auf dem Bürgersteig, als ich das Herannahen von Schritten hörte. Mir blieb kaum Zeit, mich vom Anblick des Hauses zu lösen, als ich auch schon gepackt und umarmt wurde. »Komm her und lass dich drücken, kleine Eve.«

Wer mich da so stürmisch an ihren gewaltigen Busen

drückte, war niemand anderes als meine beste Freundin Rita, mit der ich zusammen Medizin am University College Hospital studierte. Eine achtzig Kilo schwere Wuchterbrumme mit feuerroten Haaren, hellblauem Lidschatten und klingelndem Ohrschmeide.

Rita Cole war eine Naturgewalt. Ein Tsunami mit scharfem Verstand, blitzenden Augen und einem Mund, der immer zum Lachen, Küssen oder Essen bereit war. Verglichen mit ihr, war meine Familie Toastbrot.

Als ich mich endlich aus ihrem Griff löste, war ich völlig benebelt. Ich sah Tränen in ihren Augen schimmern und hätte fast selbst angefangen zu weinen.

»Ach, meine Kleine«, sagte sie. »Wenn ich nur wüsste, wie ich dich aufmuntern kann. Aber ich bin selbst so nah am Wasser gebaut, dass ich bestimmt keine große Hilfe für dich bin.«

»Doch, das bist du«, erwiderte ich. »Ich könnte mir niemanden vorstellen, den ich jetzt lieber an meiner Seite hätte. Als ich von der Erbschaft erfuhr, konnte ich es selbst kaum glauben. Ihr Haus. Ich bin immer noch ganz überwältigt.«

»Wie hat denn deine Familie darauf reagiert?«

»Dreimal darfst du raten.«

»Ich hoffe, sie haben sich für dich gefreut. Schließlich sind sie ja selbst auch sehr gut weggekommen, wie du mir am Telefon erzählt hast.«

»Könnte man meinen, ja«, sagte ich. »Klar, meine Brüder und Papa haben sich gefreut, aber du kennst ja meine Mutter.«

»Allerdings ...«

»Sie war verstimmt, weil sie keine Sonderbehandlung erfahren hat. Sie musste sich die Erbschaft mit ihren drei Kin-

dern teilen, und das geht natürlich gar nicht.« Während ich mit dem Schlüsselbund klingelte, verstellte ich meine Stimme und schlug einen klagenden Singsang an: *»Was hat sich Elisabeth nur dabei gedacht? Was soll denn mein kleines Mädchen mit diesem alten Haus anfangen? Wenn es wenigstens ein schicker Neubau in Chelsea gewesen wäre, den hätte man bei den derzeitigen Immobilienpreisen sicher gut verkaufen können. Aber so eine völlig verbaute Hütte ... da müsste man erst mal von Grund auf sanieren ... und was das kostet dieser Tage ...«*

Rita verdrehte die Augen. »Eine der schönsten Wohnlagen Londons, und deine Mutter hat immer noch etwas zu mäkeln.«

»... na ja, das Grundstück mag für Liebhaber ja einen gewissen Reiz haben, aber so nah an der Portobello Road ... mit all diesen seltsamen Menschen. Davon abgesehen wirst du ja ohnehin bald bei Rupert einziehen, nicht wahr, Liebes? Eine Familie gründen, Kinder bekommen ...«

»Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?«

»Wort für Wort. Ich glaube allerdings, dass es etwas mit unserer Familiengeschichte zu tun hat. Irgendwie scheint ihr die ein Dorn im Auge zu sein, und sie möchte verhindern, dass ich zu tief darin herumwühle. Ich habe ein paarmal versucht, das Thema darauf zu lenken, aber sie kam nur mit Ausflüchten. Ich habe dir ja schon mal erzählt, dass ich das Gefühl habe, sie würde sich für irgendetwas in der Vergangenheit furchtbar schämen, ich habe nie Genaueres erfahren. Auch nicht von Lizzy. Sie sagte, eines Tages würde ich schon selbst darauf kommen ...«

»Und dein Vater?«

»Alfred stand wie gewohnt daneben und schmunzelte. Aber ich nehme ihm das nicht übel. Er muss mit dieser Frau Tag für Tag leben, da will er sich natürlich nicht gegen sie stellen.«

»Ist ihr denn überhaupt nicht klar, was dir deine Großmutter bedeutet hat? Ich meine, die Zeit, die du hier verbracht hast, euer Vertrauensverhältnis ...«

»Margret ist extrem phantasielos, wenn es darum geht, sich in andere hineinzusetzen. Sie hat Lizzy nie wirklich verstanden, was dazu geführt hat, dass die beiden sich ziemlich auseinandergeliebt haben.« Ich zuckte die Schultern. »Aber ich habe keine andere Reaktion erwartet. Für meine Brüder freue ich mich, und was Margret und Alfred mit ihrem Geld machen, ist mir egal.«

»Und Rupert?«

»Tja, das könnte ein Problem werden ...«

»Wieso?«

Ich warf einen kurzen Blick in Richtung Park. »Er möchte weg von hier.«

»Weg von London?«

Ich nickte. »Er hat das Angebot bekommen, die Zweigstelle der Kanzlei in Edinburgh zu übernehmen. Sein Vater meint, er sei jetzt erfahren genug, und hat ihm den Posten angeboten. Rupert würde dadurch in den Vorstand aufrücken.«

»Ja, aber ... *Schottland?*« Rita schnappte nach Luft wie ein Goldfisch auf dem Trockenen. »Und was hast du geantwortet?«

Ich zuckte erneut mit den Schultern. Langsam wurde ich schon wie mein Vater.

»Nein. Das glaube ich nicht. Du spielst tatsächlich mit dem Gedanken ...«

»Noch ist nichts entschieden.«

»Aber was ist mit uns? Mit deinem Studium? Ich dachte, wir ziehen das gemeinsam durch. So, wie wir es immer geplant haben.«

»Ich könnte mir ein Jahr freinehmen und mich dann auf die Uni Edinburgh umschreiben lassen. Die städtische Klinik dort hat einen guten Ruf. Ich habe gehört, dass sie da händeringend nach guten Leuten suchen ...«

Die Luft entwich aus Ritas Mund wie aus einem geplatzten Ballon. »Dafür, dass noch nichts entschieden ist, hast du dich aber schon recht gut informiert. Ehrlich, ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Ich versuchte es mit einem Lächeln, aber es wollte mir nicht recht gelingen. »Nicht sehr viel, wie es scheint.«

»Das wäre noch untertrieben.« Sie schüttelte den Kopf. »Wenn du mich fragst, du machst da einen Riesenfänger. Haus, Ehemann, Kinder, das passt nicht zu dir. Das ist deine Mutter, die da spricht.«

»Vielleicht bin ich ja reifer geworden«, erwiderte ich, vielleicht eine Spur zu heftig. »Woher willst du wissen, dass ich mir nicht genau so ein Leben wünsche?«

»Weil ich dich kenne, Herzchen. Und ich kenne Margret und Rupert.«

»Rupert ist in Ordnung, lass ihn aus dem Spiel.«

Sie stemmte die Hände in die Hüften und sah mich schräg an. »Jetzt mal ehrlich: Rupert ist ein angepasster Spieler. Typen wie er leben noch in den Fünfigern. Er will, dass alles geregelt und geordnet ist, damit seine Karriere rei-

bungslos abläuft. Ziemlich egoistisch, wenn du mich fragst. Oder hast du das Gefühl, dass er sich wirklich für dich und deine Träume interessiert? Wenn dem so ist, halte ich umgehend meine Klappe. Tatsache ist aber, dass ich es bin, die jetzt hier neben dir steht, und nicht er. Klar, er ist nett und sieht gut aus, aber wenn der Lack erst mal ab ist, kommt der Rost durch. Denk an meine Worte.«

Ich presste die Lippen aufeinander. Ich hatte Rita nicht hergeben, um mich von ihr auf offener Straße maßregeln zu lassen. »Könnten wir jetzt bitte hineingehen?«, fragte ich. »Ich brauche jetzt erst mal einen Tee.«

Meine Freundin stand einen Moment lang unschlüssig neben mir, dann senkte sie den Kopf. »Sorry, Kleines, da sind wohl gerade die Gäule mit mir durchgegangen. Ich wollte dich nicht in die Enge drängen, es kam nur so überraschend. Du wirst wissen, was am besten für dich ist. Ich hatte kein Recht, dich so anzufahren. Was ich gesagt habe, tut mir leid, ehrlich.« Sie legte den Arm um mich und drückte mir einen Kuss aufs Haar. »Und jetzt komm. Ich glaube, es wird gleich wieder regnen.«

Ich nahm den Haustürschlüssel und steckte ihn ins Schloss.

Alles war noch genau so, wie ich es in Erinnerung hatte. Nichts hatte sich verändert. Weder der überschwänglich mit Pflanzen und Buddhastatuen dekorierte Eingangsbereich noch der Geruch nach Räucherstäbchen und Curry, der die Räume durchwehte wie einen indischen Tempel. Dieser Duft war so fest mit dem Gemäuer verwoben, dass er als olfaktorischer Fingerabdruck gelten konnte. Ich lauschte.

Fast bildete ich mir ein, Lizzy herumlaufen zu hören. Leise, wie sie es immer tat, mit einem kleinen Lied auf den Lippen oder etwas klassischer Musik im Hintergrund. Es war gespenstisch, wie präsent sie noch immer war. Als würde sie jeden Moment um die Ecke kommen und uns begrüßen. Doch das geschah natürlich nicht. Alles war still. So still, dass es in den Ohren dröhnte. Nicht einmal das Ticken der Standuhr war zu hören. Ich war froh, Rita bei mir zu haben, die Gefühle hätten mich sonst überwältigt.

Vom Flur mit seiner Garderobe und Schuhablage ausgehend, zweigten zwei Glastüren ab, durch die man in die Küche und das Wohnzimmer gelangte. Keine der Türen ähnelte der anderen. Die Bleiverglasungen waren mit Jugendstilmotiven besetzt und leuchteten in unterschiedlichen Blau- und Grüntönen. Da es heutzutage kaum noch jemanden gab, der diese Art von Einlegearbeiten anfertigte, war meine Großmutter immer sehr darauf bedacht gewesen, dass ihnen nichts zustieß. Ballspiele jeglicher Art waren im Haus verboten gewesen, Herumrennen und Fangenspielen sowieso. Wer toben wollte, ging in den Garten oder besser noch in den Park, der ja direkt vor der Haustür lag. Links von der Küche befand sich eine unscheinbare Holztür, die in den Keller führte. Noch weiter links eine massive nachgedunkelte Holzterrasse, über die man in den oberen Stock gelangte.

Ich zog den massiven Messingschlüssel aus meiner Jeans und wog ihn nachdenklich in der Hand. Für einen Türschlüssel war er zu klobig und zu unförmig. Eine Schublade vielleicht oder ein Schrank?

Rita sah mich neugierig an. »Wo sollen wir anfangen?«

»Keine Ahnung. Am besten, wir gehen systematisch vor. Raum für Raum, von unten nach oben, so lange, bis wir wissen, wozu er passt. Bist du bereit?«

Die Suche entwickelte sich zu einer Reise durch die Vergangenheit. Durch die Gärten des Vorderen Orients, die Ornamente und den Schmuck Nordamerikas bis hin zu den Skulpturen und Götterbildern Mittel- und Südamerikas. In den Bücherregalen stapelten sich Bildbände zu den Mayas und Azteken, den Dogon und Anasazi, hin zu den Tempeln und Wundern fernöstlicher Kulturen. Die Städte Babylon, Ur, Machu Picchu, Tikal – das war ihr Ding gewesen. Lizzy war zeit ihres Lebens fasziniert gewesen von Kunst, Mythen und Spiritualität, vor allem aber liebte sie die Legenden und Überlieferungen der frühen Hochkulturen. Viele dieser Länder hatte sie selbst bereist, in einigen, wie zum Beispiel Nepal, sogar längere Zeit gelebt. Zwischen Traumfängern und Sonnensymbolen hingen Fotos, die meine Großmutter als junge Frau zeigten. Zu Pferd durch den Hindukusch, mit Rucksack und Wanderstab im Kaukasus oder auf dem Rücken eines Dromedars im Atlasgebirge. Ich kannte diese Bilder seit meiner frühesten Kindheit, aber für Rita schien das alles neu zu sein. Alle paar Minuten musste sie stehen bleiben und die Exponate in Augenschein nehmen.

»Das ist ja unglaublich«, murmelte sie. »Ich komme mir vor wie in einem Museum. Die ganze Welt in einer Nusschale. Mir war nicht bewusst, dass deine Großmutter so viel herumgekommen ist.«

»Warst du denn noch nie hier?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin immer nur bis zur Haustür gekommen, ein paarmal bis in die Küche. Gerade lang

genug, um hallo zu sagen, einen Schluck zu trinken und mit dir in den Park zu düsen. Deine Großmutter hat mich nie hereingebeten, deshalb dachte ich, es wäre ihr vielleicht unangenehm. Wenn ich gewusst hätte, was für Schätze hier lagern ...«

»Hat sich ganz schön was angesammelt über die Jahre«, sagte ich. »Viele Sachen kenne ich natürlich, aber noch längst nicht alle. Dies hier zum Beispiel muss sie in jüngerer Zeit erworben haben.« Ich hielt ein Lederband hoch, an dem ein dunkelblauer Stein hing. Er lag auf dem Schreibtisch neben einigen anderen Schmuckstücken.

»Sieht indianisch aus.«

»Und ziemlich alt. Nicht so ein billiger Tand von irgendeinem Straßenhändler. Ein Stück mit Geschichte.« Ich hielt ihn dicht vors Auge. Er war überraschend schwer und mit blauen, schimmernden Adern durchzogen.

»Ich bin kein Fachmann in Gesteinskunde«, sagte Rita, »aber das scheint ein Korund sein. Ein heiliger Stein der Ureinwohner Nordamerikas.«

»Lizzy hat sich immer sehr für die indianische Kultur interessiert. Sie war mal drüben und hat längere Zeit dort gelebt. Anfang der Achtziger war das, glaube ich, nachdem Margret bei ihr ausgezogen ist. Vielleicht hat sie das Amulett von dort mitgebracht.«

»Woran ist sie eigentlich gestorben? Ich meine, neunund-siebzig ist doch kein Alter für eine solche Frau.«

»Der ärztliche Befund lautete schwerer Schlaganfall«, sagte ich. »Eine Ablagerung in ihrer Halsschlagader, die sich gelöst und das Gehirn erreicht hat. *Zack*. Das Herz war es jedenfalls nicht, habe ich mir sagen lassen. Es muss sehr

schnell gegangen sein. Ich hoffe, sie hat nicht gelitten.« Ich schluckte.

Da war es wieder, dieses Gefühl der Leere und Hoffnungslosigkeit, das ich schon während der Beerdigung gehabt hatte. Ich atmete tief durch. »Immerhin kann sie sich nicht vorwerfen, etwas im Leben ausgelassen zu haben. Sex, Drugs and Rock 'n' Roll, du verstehst?«

»Gras?«

»Bis zum Schluss. Nicht viel, aber regelmäßig. Ich wette, wenn wir einen Blick in diese vielen bemalten und lackierten Holzdöschen werfen, finden wir irgendwo noch ein paar Bröckchen Schwarzer Afghane. Auch in Sachen Alkohol war sie kein Kind von Traurigkeit. Das war übrigens mit ein Grund, warum Margret es immer gehasst hat, wenn ich mich hier länger aufgehalten habe. Sie fürchtete, ich könnte versehentlich etwas davon in die Finger bekommen.«

»LSD?«

»Na klar, was denkst du denn? Das gehörte damals doch fast schon zum guten Ton, genau wie Koks. Aber nichts davon hat sie süchtig gemacht. Sie war nur einfach verdammt neugierig und wollte viel ausprobieren.«

Rita grinste. »Eine ziemlich coole Bitch, deine Großmutter, das muss ich schon sagen. Ich wünschte, ich wäre so lässig drauf, wenn ich mal so alt bin. Hat sie noch weitere Kinder?«

Ich schüttelte den Kopf. »Margret ist Einzelkind geblieben. Ich glaube, sie war bereits als kleines Mädchen so anstrengend, dass Lizzy die Nase voll hatte. Vielleicht entspringt ihre Zuneigung zu mir ja einem tiefen Wunsch nach weiteren Kindern, aber, wie gesagt: Es blieb bei der einen Tochter.«

»Und wie sah's mit Männern aus?« Sie zwinkerte mir zu.

»Darüber wurde nicht gesprochen. Obwohl ich von etlichen Verehrern weiß und davon ausgehe, dass nach Jackys Tod noch einiges gelaufen ist. Aber sicher bin ich nicht. Lizzy hat meinen Großvater abgöttisch geliebt. Er und sie, das war wie Bonnie und Clyde. Wie Red Butler und Scarlett O'Hara – eine Romanze, bei der die Post abging. Bis zu dem Tag, an dem er bei diesem Bombenanschlag ums Leben kam.«

»Ein Bombenanschlag? Das wusste ich gar nicht.«

»Habe ich das nie erzählt? Er war Fotograf, der unter anderem für das *Nova Magazine* fotografiert hat. Sie wurde irgendwann in den Siebzigern wieder eingestellt.«

»Und der Bombenanschlag? Hatte die IRA etwas damit zu tun?«

Ich nickte. »Das war am 27. März 1976. Es gab eine Fotoausstellung im Earls Court, als oben an der Rolltreppe eine Bombe explodierte, die in einem Mülleimer deponiert worden war. Jacky war sofort tot, viele andere wurden schwer verletzt.«

»Scheiße ...«

»Da es ein Terroranschlag war, wurden die Ermittlungen auch in Richtung der Opfer ausgedehnt. Konnte ja sein, dass sich einer der Attentäter versehentlich selbst in die Luft gejagt hatte. Jedenfalls kamen die Ermittler zu uns nach Hause und stellten alles auf den Kopf. Kannst dir ja vorstellen, was in dieser Zeit bei uns los war.«

»Lebhaft ...«

»Ich glaube, damals distanzierte sich meine Mutter innerlich von Lizzy. Sie wollte nichts mit Flower Power, Drogen und der ganzen Kriminalität zu tun haben. Sie war fünfzehn

und hat das alles voll mitbekommen. Sie muss wegen ihrer Hippieeltern in der Schule fürchterlich gehänselt worden sein. Bis hin zu dem Punkt, an dem sie sich schwor, nichts mehr damit zu tun haben zu wollen.«

»Irgendwie verständlich ...«

»Schon. Aber dass es gleich so extrem sein musste ...« Ich seufzte. »Doch ich will hier nicht über meine Mutter sprechen, sondern endlich ein Schloss für diesen verdammten Schlüssel finden. Bisher sind wir nicht besonders weit gekommen. Ich habe alle Schubladen, Schränke und Schatzkästchen hier unten durchprobiert.«

»Dann lass uns woanders weitersuchen.«

»Abgemacht.«

Wir suchten im Keller, in der Küche, im Speiseraum, draußen im Gartenhäuschen, dann oben im Bad, im Schlafzimmer, im Gästezimmer und im Wintergarten. Überall Fehlanzeige. blieb nur noch der Dachboden. Wir waren verstaubt und verschwitzt. Die erste Euphorie war einem Gefühl von Ernüchterung gewichen.

»Und wenn der Schlüssel nirgendwohin passt?«, fragte Rita.

Ich zuckte die Schultern. »Dann weiß ich auch nicht weiter. Lizzy hat keine anderen Immobilien. Sie sagte immer, wer reisen will, darf sich nicht zu viele Klötze ans Bein binden. Aber uns bleibt ja noch der Dachboden.« Ich nahm den langen Stielhaken aus der Besenkammer, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg nach oben.

Der Dachboden war für mich immer ein verzauberter Ort gewesen. Im Alter von sechs Jahren hatte mir Lizzy zum ersten Mal *Alice im Wunderland* vorgelesen, und seitdem

war ich süchtig nach diesem Buch. Für mich war klar, dass sich die Tür zum Kaninchenbau nicht etwa unter einem Baum befand, vielmehr war sie hier, hoch oben in einem Dachstuhl. Ich konnte mich erinnern, dass ich oft alleine dort gewesen war und mit meinen Stofftieren ein Teekränzchen abgehalten oder eine Partie Schach gespielt hatte. Seit meinem letzten Besuch hier oben mochten gut zehn Jahre vergangen sein, und ich spürte ein nervöses Kribbeln. Ob der alte Zauber noch immer wirkte?

Den Stab fest umklammernd, erreichte ich den obersten Stock. Über uns war eine Falltür in der Decke eingelassen, die man mittels eines Riegels öffnete. Ich schob den Haken durch die Öse und zog die Klappe herunter. Die Spannfedern gaben ein knarrendes Geräusch von sich, als ich die Ausziehleiter nach unten zog und hinaufkletterte. Rita zögerte kurz, als überlegte sie, ob die schmale Holzleiter sie wohl tragen würde, dann folgte sie mir.

Ich war bereits oben, als ich sah, wie sie den Kopf durch die Luke schob. »Gibt es hier irgendwo einen Lichtschalter?«

»Da drüben an dem Pfosten«, erwiderte ich. »Warte einen Moment, ich mache es uns etwas heller.«

»Pass bloß auf, dass du nicht stolperst.«

Im schummerigen Licht ertastete ich mir den Weg durch das Labyrinth aus Kisten, alten Möbeln und Regalen. Im Laufe der Jahrzehnte hatte sich ganz schön was angesammelt. Ich fand den Schalter, eine einzelne Glühbirne flammte auf.

»Wow.« Rita sah sich um. Das Licht der Lampe schimmerte in ihren Augen. Sie hatte denselben Ausdruck, wie ich ihn wohl damals gehabt haben musste, als ich den Raum zum ersten Mal gesehen hatte.

Sie kletterte nach oben, machte ein paar Schritte und konnte sich nicht sattsehen. »Also das nenne ich mal einen schönen Dachboden«, sagte sie. »Nicht so eine Abstellkammer wie in den meisten Häusern. Ein richtig gemütliches kleines Nest.«

Ich konnte nicht anders als ihr beipflichten. Die Magie war sofort wieder da. Im Zentrum des spitzwinkeligen Dachstuhls lag ein alter, ausgefranster Teppich, um den einige abgewetzte Sessel standen. Zum Schutz gegen Staub und eindringende Feuchtigkeit waren sie mit Plastikfolien abgedeckt. Die niedrigen Regale und Faltkisten waren bis zum Anschlag mit Büchern, Spielen, Schachteln, Puppen, Kissen und sonstigem Krimskrams vollgestopft. Ich ging in die Hocke, zog das eine oder andere heraus und betrachtete es liebevoll. Im Nu war ich von herumfliegendem Staub umgeben. Er roch muffig und stach mir in die Nase. Mein Gott, war das alles lange her. Als hätte ich eine Zeitmaschine betreten – als würden die Jahre von mir abfallen und das kleine Mädchen zum Vorschein kommen, das damals hier gespielt hatte.

Das meiste war unverändert, doch es gab auch neue Stücke. Ein mächtiger Globus zum Beispiel, der von Licht und Wasser fleckig und braun geworden war. Oder die geschnitzte, etwa ein Meter zwanzig hohe Figur eines schwarzen Mädchens aus der Kolonialzeit, die auf dem Kopf eine Schüssel trug, in die man Obst legen oder eine Pflanze stellen konnte. Aber da war noch etwas anderes, und Rita hatte es ebenfalls entdeckt. »Schau mal dahinten«, sagte sie. »Sieht aus wie eine Truhe oder so.«

Oder so. *Genau.*